

sind außerdem etwas willkürlich ausgewählt und nicht immer richtig beurteilt. So wird man etwa mit der bloßen Feststellung, den Römern sei der Begriff der unvor-eingenommenen wissenschaftlichen Forschung fremd gewesen, und mit dem kurzen Kapitel über das freie Germanien einem Werk wie der *Germania* des Tacitus kaum gerecht. Von der Gründung der *Colonia Claudia* berichtet Ch. zwar nach Tacitus, daß Agrippina aurait voulu par là „étaler son pouvoir aux yeux des alliés“, erwähnt aber nicht die weitere Angabe des Tacitus, daß einst Agrippa die Ubier in *fidem acciperet*. Die für die römische Kolonisation so wesentliche Rolle der Klientelverbindungen hat der Verf. offenbar überhaupt nicht erkannt. Das ist wohl mit ein Grund, warum auf die Praxis und die Auswirkungen der römischen Civitätsverleihungen kaum eingegangen wird. Nur im letzten Abschnitt verweist der Verf. auf die Fälle des Arminius, des Civilis, des Classicus und des Tutor, um dann verallgemeinernd das Scheitern der römischen Bürgerrechtspolitik gegenüber den Germanen zu behaupten. Zur Erklärung soll der angebliche psychologische Gegensatz zwischen Römern und Germanen dienen. Wie die römische Welt die Ordnung, so habe nach antiker Auffassung die germanische Welt das Chaos repräsentiert. Als Beweis werden die Worte des Flavius an seinen Bruder Arminius (*Tac. ann. 11, 17*) zitiert: *falso libertatis vocabulum obtendi ab iis, qui . . nihil spei nisi per discordias habeant* (was Ch. übersetzt: *n'avaient d'espoir que dans le désordre*). Daran schließt sich die Bemerkung: *Ainsi s'explique la réputation de fourberie des Germains, que le Latin, aujourd'hui encore, n'arrive pas à concilier avec la Treue, tant vantée par les Allemands . . .* (S. 40). Die germanische Treue habe eben nur der Person und nicht einer Sache gegolten, wofür im weiteren auch der Ausspruch Bethmann-Hollwegs vom „Fetzen Papier“ bemüht wird (Anm. 5). Diese Art „Völkerpsychologie“ wird man allerdings kaum mit dem Verf. als Erklärung oder gar als Beweis für l'absence d'un politique suivie à l'égard de la Germanie seitens der Römer (S. 41) akzeptieren wollen.

Eine moderne Geschichte der römischen Provinzen auf deutschem Boden ist seit langem ein Desiderat der Forschung. Wer sie schreibt wird auch die in diesem Essay zur Sprache gebrachten Gedanken zu erörtern und an einigen Stellen zu korrigieren haben.

Frankfurt a. M.

Dietmar Kienast.

Otto Stamm, Spätromische und frühmittelalterliche Keramik der Altstadt Frankfurt am Main. Schriften des Frankfurter Museums für Vor- und Frühgeschichte I. Verlag Waldemar Kramer in Frankfurt a. M. 1962. 124 S., 2 Abb., 31 Taf. und 2 Pläne.

Überblickt man heute die Plätze Mitteleuropas, an denen als Folge der Kriegszerstörungen zwischen 1945 und etwa 1960 die Neuplanung oder der Wiederaufbau mehr oder weniger ursächlich archäologische Unternehmungen auslösten, scheint deren Zahl auf den ersten Blick recht beachtlich zu sein. Fragt man jedoch nach den Ursachen, Zielsetzungen und greifbaren Erfolgen solcher Untersuchungen, sind die mannigfachen Antworten beredtes Zeugnis für die unterschiedlich und vom nächsten Platz schon isoliert ergriffene Initiative, für die gegebene Situation, die vorhandenen Mittel und die Beständigkeit der Ausgräber. In der archäologischen Literatur sich heute schon über das Erreichte und vielmehr noch über die in unedierten Materialien schlummernden Möglichkeiten für die Bereicherung der mittelalterlichen Geschichte ein Bild zu machen, ist nicht leicht. Aber von historischer Seite sind für

bestimmte Plätze inzwischen neue Gesichtspunkte gewonnen worden. Und diese lassen erkennen, welche Konturen die früh- und hochmittelalterliche Archäologie inzwischen an dem etwa von Planitz und Ennen gezeichneten Bild der frühen europäischen Stadt kräftiger profiliert hat. Die nüchterne Befundedition wurde mit den zur Verfügung stehenden Mitteln in entsprechend unterschiedlichem Umfang durchgeführt. Von nicht wenigen Plätzen fehlt sie heute noch.

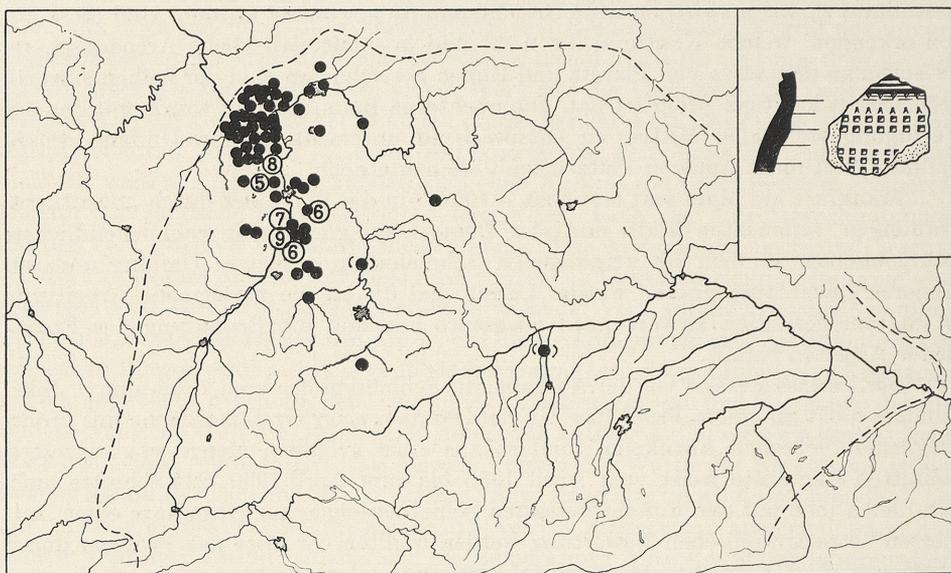
Frankfurt am Main trat erst spät – 1953 – in die Reihe der durch „Stadtkerngrabungen“ erforschten Städte und ist in Deutschland gleichzeitig wohl der südlichste Ort geblieben, an dem im vergangenen Jahrzehnt in größerem Umfang und mit längerer Dauer ausgegraben wurde. Damit sind die an die vorliegende Arbeit von O. Stamm gestellten Erwartungen ausgesprochen und die Bedeutung der Frankfurter Arbeiten betont.

Der Verfasser stand vor der Aufgabe, die Schichtenfolge vom 2. bis zum 9. Jahrhundert nicht an einem Profil bzw. an den Profilen einer Grabungsfläche mit größtmöglicher Sicherheit abzulesen, sondern aus einer größeren Menge von einzelnen Schnitten (die Liste weist vom April 1953 bis zum April 1960 244 Schnitte auf), von denen jene mit den differenziertesten Schichtenfolgen zur Grundlage einer „adierten“ stratigraphischen Bewertung werden mußten. Er löste das Problem durch „Leitprofile“, d. h. solche, die einerseits bestimmte Übersichtungen in möglichster Feinheit bezüglich der Abfolge zeigten, andererseits aber auch eine möglichst lückenlose Staffellung solcher Ausschnitte durch die Identifizierung der Anschlußmöglichkeiten gestatteten.

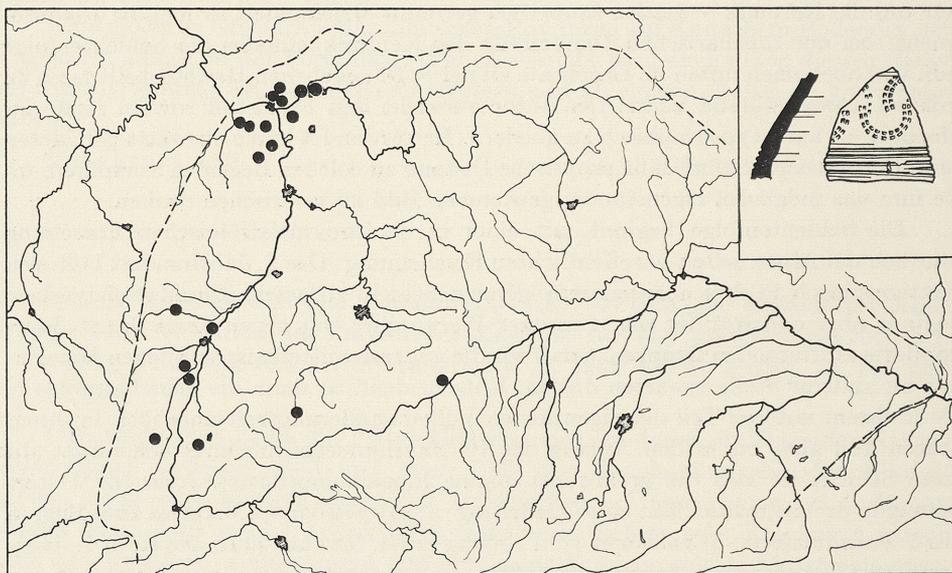
Auf diese Weise ergab sich nach achtjähriger Arbeit ein gut fundiertes Bild von der chronologischen Folge des Besiedlungsablaufes auf dem Frankfurter „Altstadthügel“, in das der Leser S. 57 eingeführt wird. Schichten und Funde – es geht hier nur um die Keramik – werden säuberlich getrennt abgehandelt, wobei die Inkonsequenz, bei der tabellarischen Darstellung des Keramikbefundes die Schichtenfolge nun von oben nach unten im Gegensatz zu der S. 57 gegebenen Haupttabelle lesen zu müssen, etwas störend wirkt. Der Autor versucht den Fundstoff sowohl nach der Machart als auch typographisch zu gliedern. Er verwendet keine auswärts gebildeten termini unüberprüft und läßt skeptische Distanz zu solchen Begriffen verspüren, wo sie ihm das möglichst eigenständig gewonnene Bild zu verwischen drohen.

Die Schichtenfolge beginnt mit einer in der provinzialrömischen Forschung nördlich der Alpen selten veröffentlichten Erscheinung: Das 2. Jahrhundert läßt sich stratigraphisch in drei aufeinanderfolgenden Schichten fassen. Die Materialvorlage beginnt aber erst mit der sog. Urmitzer Ware, einer erst gegen Ende des 2. Jahrhunderts auftretenden Gruppe, so daß wir die anderen mittelkaiserzeitlichen Materialien an anderer Stelle erwarten dürfen. Entscheidend ist dann die Schichtenfolge 5, die in ihrem unteren Teil der eigentlichen Völkerwanderungszeit angehört, in ihrem oberen Teil aber bis in den Anfang des 10. Jahrhunderts hineinreichen dürfte. In diese Schicht ist also die größte Zeitspanne hineinkomprimiert. Aber die Unterteilung in drei Schichten läßt eine Gliederung in: a) spätrömisch bis etwa zum Beginn des 5. Jahrhunderts, b) vielleicht vom Anfang des 5. bis zum Ende des 6., c) 7. Jahrhundert bis Anfang 10. Jahrhunderts zu.

Ansichts der relativ großen Zahl reihengräberzeitlicher Keramik aus den Vororten Frankfurts gibt es in der Stratigraphie der Altstadt erstaunlich wenig Keramik von der Gruppe der reduzierend gebrannten, geglätteten Knickwandgefäße, wobei die Gefäße Stamm 120–122 (Gruppe 8) nicht aus der Altstadtgrabung stammen. Weil die Verzierungskategorien dieser Gruppe relevanter sind als die Proportionen von Gefäßhöhe zu -breite, erscheint es uns wichtiger, daß (außer dem seltenen Knick-



1



2

Abb. 1. Verbreitung merowingischer geglätteter Knickwandgefäße. 1 Typ Stamm 122b.
2 Typ Stamm 122c.

wandbecher 124) in der Frankfurter Altstadt keine doppelten horizontalen Riefenbündel ohne weitere Stempel im Zwischenfeld, auch keine einzeiligen Kleinrechteck-Rollstempelgruppen vorkommen, sondern drei- und vierzeilige Kleinrechteck-Rollstempel und alternierende Halbkreisbögen aus zweizeiligen Kleinrechtecken, ferner Einzelriefen (125. 126), die den oberen Konus nicht nur auf der Außen-, sondern auch auf der Innenseite profilieren. Alle diese Eigentümlichkeiten erscheinen in der Masse später als doppelte Riefenbündel ohne Stempel und einzeilige Kleinrechtecke. Sie gehören eher in die Mitte als in den Anfang des 7. Jahrhunderts. Wieweit ein solcher stratigraphischer Befund wirksam sein und daß er andererseits für bestimmte Landschaften einfach ausfallen kann, möge die teilweise sehr gegensätzliche Verbreitung von Stamm 122 b (*Abb. 1*) und Stamm 122 c (*Abb. 2*) zeigen, für die innerhalb des angegebenen Raumes eine relativ vollständige Materialaufnahme vom Rezensenten abgeschlossen wurde.

Die Gruppe 9 (rauhe, graue Ware späteströmischer und fränkischer Zeit) weist besonders durch die Stücke 135 und 137, 141–146 und 149 Eigenheiten auf, auf die der Rezensent zuletzt 1962 (Fundber. aus Schwaben N. F. 16, 1962, 176 ff.) hinwies. Der vermutete Datierungsschwerpunkt in der Mitte und in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts wird durch die Datierungen für die Schichten 5 n oben, 5 oben, 5 b und 5 c (letztere mit der Masse dieser Gruppe) zwar nicht so eng bestätigt, aber auch nicht zwingend verlagert. Ferner scheint eine über weite Strecken deutlich absetzbare, wohl z. T. mit der spätmerowingischen Ware gleichzeitige Eigenheit auch in Frankfurt gut vertreten zu sein: Die dünnwandige, weitmündige und breitbodige Eitopfform mit z. T. dünnen, elegant unterschnittenen Rändern, mit Wellenlinien-, Kleinrechteck- und Flächenriefelungs- („Kammstrich“)dekor. Ihre weite Verbreitung in Süddeutschland wird derzeit – angeregt durch die Kirchgrabung St. Dionysius in Eßlingen am Neckar – in einer Hamburger Dissertation (U. Lobbedey) behandelt. Damit wird der in Frankfurt gesicherte stratigraphische Befund eine willkommene Ausweitung in dieser Richtung erfahren. Das gilt auch für die folgenden Gruppen 9–16 (bzw. 17–32). Erstaunlich deutlich sind lokal gebundene Gruppen herauszuheben; erstaunlich – aber aufgrund des bisher bekannten Verbreitungsgebietes eigentlich kaum anders zu erwarten – der geringe Mengenanteil der Badorfer Keramik. Andererseits kann der enge formale Zusammenhang (abgesehen etwa vom Linsenboden) mit der Badorfer Ware bei den (aufgrund mineralogischer Untersuchungen) im Mainmündungsgebiet als einheimisch angesprochenen Keramikerzeugnissen dieser Art als Zeichen größerer Verbreitung von Stileigentümlichkeiten und Modeströmungen gelten. Nicht uninteressant ist auch die Auswertung der bisher nur in größerer Zahl aus der Altstadt von Straßburg und aus Mannheims Umgebung bekannten rollstempelverzierten Ware derselben Gruppe.

Die Schichtenfolge 6 umfaßt die der karolingischen Pfalz, die Folge 7 die ottonisch-staufische, die Folgen 8 und 9 schließlich die staufische und jüngere Zeit, doch wird die Masse der darin gefundenen Keramik, also alles, was mit dem ersten Auftreten von Pingsdorfer Keramik gleichzeitig oder jünger ist, nur noch bezüglich der Lagerung ausführlicher behandelt, nicht aber das Material selbst. Wenn diese Keramik (die Frankfurter Gruppen 17–32) auch ungleich häufiger als die Gruppen 1–16 vorhanden ist und daher eine Bearbeitung größeren Zeitaufwand erfordern wird, sollte das den Autor nicht entmutigen, sie auch auf ihre stratigraphische und statistische Bewertbarkeit zu prüfen und in derselben sorgsamem Arbeitsweise möglichst bald vorzulegen. Die Frankfurter Altstadtgrabungen bieten nun einmal einen der ganz seltenen wichtigen Anhaltspunkte für die Bearbeitung mittelalterlicher Keramik im süddeutschen Raum.

Die Arbeit schließt mit dem Ergebnis der mineralogisch-petrographischen Untersuchungen aus der Feder J. Frechens. Es werden 10 Materialgruppen unterschieden, von denen die Gruppen 3, 4, 5, 8 und 9 bisher so gut wie unbekannt waren. Der Bericht zeigt die Notwendigkeit, daß die über zwanzigjährige Erfahrung des Mineralogen mit solchen Untersuchungen methodisch zusammenfassend dargestellt werden muß. Der mit der Untersuchung der Frankfurter Keramik und der Münchener, Augsburger, Regensburger, Straßburger, Wormser und Wiesbadener reihengräberzeitlichen Bestände erfolgte Ausgriff von anfangs nur am Mittel- und Niederrhein erprobten Methoden auf den süddeutschen Raum läßt diese Forderung besonders dringlich erscheinen, damit die Grenzen der auf diesem Wege zu gewinnenden Erkenntnismöglichkeiten deutlicher als bisher gezogen werden können.

Dem Verfasser wird man dankbar bestätigen, daß die jahrelange Arbeit der Herren Hundt, Baatz, Reber, Sage, Stamm und Stapp, seit 1954 unter der Leitung von dem Herausgeber U. Fischer, in der vorliegenden Arbeit einen ersten greifbaren Niederschlag gefunden hat, der nicht nur dem hier zu Wort gekommenen, an der frühgeschichtlichen Keramik interessierten Archäologen, sondern auch dem Historiker auf lange Sicht sauber begründete Unterlagen für seine Anliegen liefern wird. Wir wiesen eingangs darauf hin, daß das noch keine Selbstverständlichkeit geworden ist.

Freiburg i. Br.

Wolfgang Hübener.

Dezső Csallány, Archäologische Denkmäler der Gepiden im Mitteldonaubecken (454–568 u. Z.). *Archaeologia Hungarica*, N.S. 38. Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest 1961. 406 S., 28 Abb., 281 Taf. und 1 Karte.

Unsere Kenntnis der Gepiden und ihrer Geschichte von ihrem ersten Auftreten im 3. Jahrhundert bis zu ihrem allmählichen Verlöschen unter awarischer Herrschaft ist recht lückenhaft. Das Schicksal ihrer ost- und westgotischen Verwandten fand einen sehr viel stärkeren Niederschlag in der spätantiken und frühmittelalterlichen Geschichtsschreibung, obwohl die Bedeutung der Gepiden nicht geringer war als die der anderen gotischen Teilstämme. Waren sie doch ein wesentlicher Bestandteil des Hunnenreichs, die Führer im Freiheitskampf der germanischen und sarmatischen Stämme nach Attilas Tod und die vorherrschende Macht im Karpathenraum in der Zeit von 454–567.

Die historischen Quellen über die Gepiden dürften im wesentlichen ausgeschöpft sein. Nachdem der Versuch H. Sevins, die Quellengrundlage durch das Heranziehen sagenhafter Erzählungen anderer germanischer Stämme und spätmittelalterlicher Chroniken zu erweitern, unbefriedigend blieb¹, ist unser Wissen wohl nur noch durch archäologische Quellen zu verbessern. Hier erschwerten bisher ungenügender Publikationsstand und die mangelhafte Auswertung den Überblick, was z. B. in der letzten Zusammenfassung durch Sevin deutlich wird. Es war noch nicht möglich, bestimmte archäologische Fundgruppen des 3. und 4. Jahrhunderts im Karpathenraum sicher mit den Gepiden zu verbinden, wie ja auch die stammliche Zuweisung der Funde des 2. und 3. Jahrhunderts im Weichselmündungsgebiet recht problematisch ist. Besser

¹ Sevin, *Die Gepiden* (1955). Vgl. dazu die Besprechungen von H. Mitscha-Märheim, *Arch. Austriaca* 19–20, 1956, 293 f.; M. Parducz, *Arch. Ért.* 83, 1956, 245 f.; K. Horedt, *Studii și Cercetări de Istorie Veche* 7, 1956, 461 ff.; G. Mildemberger, *Ethnogr.-Arch. Forsch.* 6, 1959, 191 f.